

Prolog

Die vier Männer ritten mit atemberaubender Geschwindigkeit. Ihre purpurfarbenen Umhänge flatterten im Wind, der durch die Nacht heulte.

Während sie ihre schwarzen Pferde vorwärts trieben, warfen sie immer wieder nervöse Blicke über die Schulter; einzig und allein der fahle Vollmond spendete Licht und erhellte den lehmigen Waldweg.

Plötzlich gabelte sich der Pfad. Der erste Reiter zog die Zügel und hielt seinen Hengst an, der aufgereggt schnaubte. Die anderen taten es ihm nach, sie alle wirkten angespannt.

„Was ist los?“, fragte einer der Soldaten und hielt sein Pferd dazu an, neben das des Hauptmanns zu traben. „Ihr wisst doch, welchen Weg wir einschlagen müssen, oder?“

„Selbstverständlich, aber irgendetwas stimmt hier nicht“, entgegnete der Angesprochene forsch, „es liegt etwas Boshafes in der Luft. Ich denke, wir sollten-“
Weiter kam er nicht. Wie aus dem Nichts war der schwarz gefiederte Pfeil aus dem Dickicht hervorgeschnellt und hatte sich in die Brust des Kommandanten gebohrt. Keuchend sackte er in sich zusammen und fiel von seinem Ross, das erregt die Nüstern blähte und sich aufbäumte. Die Mitstreiter des Gefallenen starrten entsetzt. Ein Hinterhalt!

„Los, weg hier!“, brüllte einer von ihnen, doch es war zu spät. Unzählige Geschosse schnellten nun zwischen den Bäumen hervor und trafen ihr Ziel unmittelbar. Einer nach dem anderen wurden die Soldaten von den Bolzen niedergestreckt, wohingegen ihre Pferde von Furcht ergriffen davon preschten. Dann war alles still.

Eine Weile geschah nichts, bis mit einem Mal ein deutliches Rascheln im Unterholz zu vernehmen war und ein Dutzend Loroks aus dem Geäst hervorbrachen.

Die Kreaturen waren kräftig, geradezu grobschlächtig gebaut. Ihre Köpfe ähnelten dem eines Löwen frappierend und waren breit. Die messerscharfen Zähne blitzten im Mondschein. Arme und Beine ließen sich am ehesten mit denen eines Menschen vergleichen, wenngleich sie muskulöser wirkten. Die meisten von ihnen trugen einfach gebaute Kurzbögen und einen aus Leder gefertigten Köcher, in dem sich ihre Pfeile befanden. Einige führten zudem einen Krummsäbel mit sich.

Die raue und kehlige Stimme eines Loroks hallte durch die Nacht:

„Bewegt euch, ihr Drecksmeden! Durchsucht die Leichen nach dem Dokument!“

Die übrigen Kreaturen grunzten und folgten dem Befehl. Sie zertraten die gefallenen Krieger auf den Rücken und begannen, deren Taschen und Kleidung zu durchwühlen. Schließlich erklang ein triumphierender Ruf. „Ich hab es gefunden!“

Der Lorok stieß seine Klaue zum Himmel. In ihr befand sich ein gelbliches Pergament.

„Sehr gut, und jetzt gib es mir!“

Die eisige, gefühllose Stimme durchschnitt die Nacht. Sie schien aus dem Nichts gekommen zu sein, dementsprechend verwirrt blickten sich die Loroks nun um, wer der Urheber dieser klaren Aufforderung gewesen war.

Langsam trat der Nekromant zwischen den Bäumen hervor, sein langes, rötliches Haar wehte im Wind und die gelben Augen leuchteten dämonisch. Er trug ein mit silbernen Ornamenten verziertes Gewand; eine aus funkelnden Steinen zusammengesetzte Kette schmiegte sich um seinen knöchigen Hals. Sein beachtliche Körpergröße von mindestens sechseinhalb Fuß wirkte noch imposanter, angesichts des hohen und kalten Tonfalls, der in seiner Stimme mitschwang: „Wir hatten eine Abmachung getroffen, wenn ich mich recht entsinne. Ihr bekommt Fleisch und Dularen, ich das Dokument.“

Er betrachtete die Loroks forschend, bis einer von ihnen schnarrte:

„Ha, wenn wir uns nun nicht an deine Abmachung halten, was dann? Wer weiß, was man mit diesem Kram noch anfangen kann. Ich bin mir sicher, da gibt es eine Menge Leute, die sich dafür interessieren könnten.“

Er deutete auf das Pergamentstück in der Hand seines Gefährten.

„Jungs, was haltet ihr davon, wenn wir diesem großen Hexenmeister eine Lektion erteilen? Dann lernt er mal, wie es in der Wildnis zugeht.“

Gelächter setzte ein, vermischt mit beistimmenden Zurufen, dann wandten die Bestien dem Nekromanten ihren Blick zu. Er blieb unverändert stehen, keiner seiner Gesichtszüge regte sich, als er sachte die langfingrige Hand hob und murmelte: „Dújad rumpór lus pûrnas!“

Zunächst geschah nichts. Die Loroks grinnten ihn hämisch an ob dieser Litanei, dann jedoch, im Bruchteil einer Sekunde, brachen sie unter Schmerzen zusammen und umklammerten ihre gebrochenen Beine. Gemächlich schritt der Nekromant auf den Lorok zu, der das verblichene Dokument kurz zuvor noch festgehalten hatte.

Mit Verachtung sah er auf die sich am Boden windende Gestalt herab. Das Leiden der Kreatur war unverkennbar, was dem Nekromanten nur ein Zischen entlockte.

„Eines solltet ihr euch merken: Derjenige, der versucht, mich zu hintergehen, der bereut es.“

Er grinste süffisant und hob das Pergamentstück vom Boden auf.

„Glaubt ihr wahrhaftig – ich meine, seid ihr wirklich so töricht anzunehmen -, dass jemand wie ich euch fürchte? Ihr durftet ausschließlich die Drecksarbeit erledigen.“

Er verstaute das Dokument unter seinem Gewand und drehte den Loroks den Rücken zu. Eines der Wesen keuchte: „Du kannst uns hier nicht zurücklassen. Es heißt, in diesen Wäldern wimmele es nur so von Trollen und Werwölfen!“

Der Nekromant blieb stehen und wandte sich noch einmal um. Seine Miene wirkte gleichgültig.

„Nun, so werdet ihr diese Nacht zumindest erfahren, was an den alten Geschichten dran ist, nicht wahr?“

Mit einem letzten, hinterhältigen Blick faltete er die Hände und sprach: „Oh múror, mánkamur ín Kirfu!“

Entsetzt sahen die Loroks zu, wie grünlich auflodernde Flammen den Hexenmeister umfingen und er im nächsten Augenblick verschwunden war.

Düstere Gewitterwolken kündigten sich über den Kirfu-Inseln an, als der Nekromant inmitten zweier großer Felsen zum Vorschein kam. Innerlich fühlte er sich zufrieden wie schon lange nicht mehr. Sein Plan hatte reibungslos funktioniert, obgleich er auch nichts anderes erwartet hatte. Mit einem tückischen Lächeln holte er das hervor, was er so begehrt hatte. Das Papier verströmte einen matten Glanz im Mondlicht. Obwohl er keinen Zweifel daran hegte, dass es das richtige Dokument war, wollte er wenigstens einen Blick darauf werfen, ehe er es vernichtete. Er entrollte das Pergamentstück, welches mit einer feinen Kordel zusammen gebunden worden war. Die Handschrift war zierlich und ordentlich.

An Nefur, den hochwohlgeborenen König Belfangs:

Wie Eure Majestät sicherlich vernommen hat, wurde die schändliche Festung Nûrdur entfesselt. Das Heer des dunklen Lords ist aufgebrochen, um Rivania zu besetzen und im Zweifelsfall zu vernichten! Sollte Eure Stadt fallen, muss ich nicht betonen, welch fatale Folgen dies hätte. Der Tyrann würde auch die Herrschaft über das dritte Land Saranias erlangen. Zwischen ihm und seiner Alleinherrschaft, die ohne jeden Zweifel von Gewalt und Despotismus geprägt sein würde, stünde dann nur noch Sonfalur und dessen Hauptstadt Alanur – neben Eurer die letzte freie Stadt auf diesem Kontinent.

Wie mir durchaus bewusst ist, lasst Ihr all Euere Streitkräfte in Rivania zusammenziehen und mithilfe der Unterstützung seitens der Elfen hofft Ihr, die dunkle Armee bezwingen zu können. Doch selbst, falls Eure Truppen jenem Ansturm standhalten würden, so wisst Ihr eines nicht: Vom Süden her marschiert ein zweites Heer in Richtung Rivania, das aus Söldnern und Korsaren besteht, deren Herkunft uns nicht bekannt ist. Daher bitte ich Euch, die Stadt schnellstmöglich räumen zu lassen. Opfert nicht die Soldaten und die Unschuldigen! Schickt Euer Volk und Eure Armee nach Alanur! Nur gemeinsam sind wir in der Lage, die schwarze Macht zurückdrängen, und uns danach neu zu formieren. Sendet mir Eure Antwort rasch, denn uns läuft die Zeit davon.

*In der Hoffnung auf eine baldige Zusammenkunft,
Enwiar, Statthalter von Alanur.*

Der Nekromant musste unweigerlich lächeln. Ja, es war in der Tat die richtige Schrift; soeben hatte er den letzten Beweis erhalten. Nun, diese Nachricht würde König Nefur natürlich niemals erreichen. Rivania war verloren, auch wenn dessen Bewohner es noch nicht ahnten. Alles entsprach genau seinem Plan. Das alte Königreich war im Begriff zu zerfallen und er würde die neue Ära einleiten. Die Zeit war nahe.

1

Der Sohn des Schmieds

Das Seeungeheuer glitt elegant durch die stürmische See, seine gepanzerte Haut verlieh ihm einen Ausdruck von Stärke und Unantastbarkeit. Doch der Leviathan verspürte Hunger; ein unerklärliches Verlangen, menschliches Fleisch zu verschlingen, hatte ihn ergriffen.

Schon immer, seit annähernd drei Jahrhunderten, war das Meer sein Zuhause gewesen, die anderen Tiere hatten seine Nahrung dargestellt und keines von ihnen war ihm gewachsen gewesen. Aber nun rührte sich ein Unbehagen in ihm, eine rätselhafte Furcht vor etwas, das mit der menschlichen Seele zu tun haben schien.

Obschon ihm das Volk der Menschen bisher fremd gewesen war, spürte der Leviathan nun, dass sein Schicksal mit dem eines menschlichen Wesens verbunden sein würde.

Er stieß ein Grollen aus, stürzte sich mit der gesamten Wucht seines massigen Körpers in die tosenden Fluten des Ozeans, und es hatte fast den Anschein, als hätte das Meer den Wächter der Tiefe für immer heimgerufen.

Benalir wachte schweißgebadet auf. Ein unangenehmer Traum hatte ihn aus dem Schlaf fahren lassen und das Einzige, an das er sich erinnern konnte, war, dass in jenem Traum ein aufgewühlter Ozean vorgekommen war und ein monströses Seewesen darin eine tragende Rolle gespielt hatte. Er war allerdings nicht mehr imstande, sich die genauen Geschehnisse noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Der Junge blieb eine Weile in seinem Holzbett liegen, strich sich anschließend mit beiden Händen übers Gesicht und zwang sich aufzustehen. Verschlafen trittete er zu der kleinen Waschschüssel, die sich nur wenige Schritte entfernt befand. Nachdem er das kühle Wasser in seine Hände geschöpft und sich damit erfrischt hatte, zog er ein verblichenes, abgetragenes Arbeitshemd an und fuhr sich durch das schulterlange, dunkle Haar.

Durch das schmale Fenster zu seiner Rechten erkannte er, dass es bereits dämmerte. Schon bald also würde es Zeit sein, mit der Arbeit zu beginnen.

Benalir seufzte. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, sein Vater Galdor war ein einfacher Schmied und mit diesem Handwerk verdienten sie sich auch ihr Brot. Es war harte, mühselige Arbeit, aber Benalir hatte sich schon längst daran gewöhnt, half er seinem Vater doch bei dessen Handwerk, seit er klein war. Überdies war das Leben in Belfang, dem Land, wo er und Galdor lebten, geprägt von Tagelohnarbeiten und ärmlichen Verhältnissen. Diejenigen, die nach Reichtum und Ruhm strebten, zogen nach Sonfalur - das Land der Bildung und des Wohlstandes, in dem sämtliche Gelehrten von ganz Sarania zusammenkamen, um in der altehrwürdigen Akademie zu Alanur über die neuesten Thesen der Wissenschaft zu debattieren.

Benalir hatte bisher immer nur Geschichten darüber gehört. Er verspürte auch gar nicht das Verlangen, irgendwo anders zu leben als hier in der Scheune neben der

Schmiede, wo er tagtäglich nächtigte. Galdor verbrachte die Nächte großzügigerweise in der Schmiede selbst, was bei dem ständigen Geruch von Feuer und Rauch sicherlich keinem Vergnügen entsprach. Benalir musste lächeln. Ja, so war sein Vater. Ihm war es immerzu wichtig gewesen, dass es seinem Sohn gut ging. Im Grunde vermisste Benalir nichts in seinem Leben, obgleich er sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr fragte, wer wohl seine Mutter gewesen sein mochte. Laut Galdor war sie kurz nach seiner Geburt verstorben, doch wollte er nicht näher darauf eingehen, und so hatte der Junge es sich im Laufe der Jahre abgewöhnt, danach zu fragen.

Die ersten zarten Sonnenstrahlen fielen ihm ins Gesicht, als er das Holztor der Scheune aufschob und nach draußen trat. Ein sanfter Wind wehte.

Gähnend wandte er sich der Schmiede zu, die aus Backsteinen gefertigt und mit rötlichen Dachschindeln gedeckt worden war. Benalir marschierte geradewegs darauf zu, mit der Absicht, seinen Vater zu wecken, stellte dann aber fest, dass dies nicht mehr nötig war. Schnaufend trat Galdor hinter der Schmiede hervor. Er führte einen grauen, kränklich wirkenden Gaul am Zügel, der vor einen von den Witterungen gezeichneten Pferdekarren gespannt war.

Galdor erblickte Benalir sogleich. „Na endlich! Ich dachte schon, du möchtest noch den ganzen Vormittag verschlafen.“

Mit Erleichterung nahm der Junge zur Notiz, dass sein Vater bei diesen Worten nicht ärgerlich, sondern eher amüsiert klang.

„Ja, ja, auch einen schönen guten Morgen.“ Er blickte Galdor nachdenklich an.

„Wie kommt es überhaupt, dass du schon so früh auf den Beinen bist? Das ist normalerweise nicht deine Art.“

„Wir haben zu tun, Benalir. Während du geschlafen hast, habe ich bereits das Fuhrwerk vorbereitet. Wir werden rasch essen, danach beladen wir den Karren mit den Arbeiten der letzten Tage.“

„Wir liefern wieder? Wohin diesmal?“

„Setz dich erst einmal. Beim Frühstück lässt es sich leichter reden.“

Galdor lächelte wohlwollend und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er ging auf die Fünfzig zu, hatte sich für sein Alter aber mehr als beachtlich gehalten. In seinem Gesicht ließen sich kaum Falten ausmachen und auch sein welliges Haar wies bloß einige graue Strähnen auf. Überdies war sein Vater außerordentlich groß gewachsen, im Gegensatz zu Benalir, der für sein Alter von fünfzehn Jahren eine eher schwächliche Statur besaß. Allerdings war er dafür umso beweglicher und zudem ein ausgezeichnete Läufer – was ihm insbesondere dann zugute kam, wenn ein Bauer der umliegenden Gegend ihn dabei ertappte, wie er sich in dessen Feld herumtrieb.

Erfreut nahm Benalir wahr, dass Galdor zwei hölzerne Teller mit einem Laib Brot und ein paar Käsestücken auf den Steintisch gestellt hatte, der direkt vor dem Eingang zur Schmiede stand. Aufgrund des permanent schwelenden Feuers und des damit

verbundenen Qualmes, der in der Werkstatt vorherrschte, nahmen sie ihre Mahlzeiten immer draußen ein.

Galdor strich seine Arbeitskleidung glatt und gemeinsam setzten sie sich. Zwei aus Ton gefertigte Wasserkrüge standen ebenfalls auf dem Tisch und Benalir verspürte solch einen Durst, dass er den Seinen binnen Sekunden leerte.

„Trink nicht so hastig, das schadet dem Magen“, ermahnte Galdor ihn und begann gemächlich damit, ein Stück Käse zu verspeisen.

Benalir folgte dem Beispiel seines Vaters, wobei er einem dringlichen Bedürfnis Ausdruck verlieh, indem er fragte: „Wohin reisen wir dieses Mal? Wir sind doch erst vor zwei Tagen zurückgekehrt. Ich versteh es einfach nicht. Unseren Lebensunterhalt verdienen wir doch, warum gönnen wir uns nicht wenigstens ein- oder zwei Wochen Ruhezeit?“

Galdor nippte an seinem Wasser, ehe er zögerlich erwiderte: „Ich weiß, es ist nicht leicht, aber hör mir bitte zu: Wir werden uns heute nach Agalam aufmachen, um dort Waffen abzuliefern.“

„Agalam?“

„Es ist ein Dorf, etwa sechs Meilen von hier entfernt. Als du noch jünger gewesen bist, waren wir des Öfteren dort. Gestern – du hast zu dem Zeitpunkt gerade Feuerholz gesammelt -, kam ein Bote und fragte mich, ob ich in der Lage sei, im Verlauf des heutigen Tages vorbeizukommen und ihnen die entsprechenden Waren zu liefern. Wir werden gut dafür entlohnt.“

„Und wieso um alles in der Welt braucht ein Dorf so viele Waffen? Für gewöhnlich versorgen wir die Leute doch eher mit handwerklichen Geräten, oder nicht?“

Galdors Miene verfinsterte sich.

„Die Loroks sind der Grund.“

Mit einem Mal wurde Benalir hellhörig. Er wusste nicht besonders viel über die ´mörderischen Kreaturen`, wie sein Vater sie zu nennen pflegte, nur, dass sie eine Kreuzung aus Mensch und Löwe darstellten und sich üblicherweise fernab von menschlichen Siedlungen aufhielten. Geschichten über jene mysteriösen Geschöpfe hatten ihn schon als Kind interessiert und diese Neugierde war bis zum heutigen Tage bestehen geblieben.

„Was ist mit den Loroks? Du hast mir einmal erzählt, sie würden nur tief im Gebirge hausen.“

„Nun, wie es scheint, gehören diese Zeiten der Vergangenheit an. Laut dem Dorfboten überfallen diese Bestien immer mehr Siedlungen in unserer Gegend. Sie plündern und brandschatzen, bevor sie sich anschließend wieder in die Berge zurückziehen. Niemand weiß, wo sie sich dort genau aufhalten. Nur eines steht fest: Das Hüggelland ist in keinem Fall mehr ein friedliches und sichereres Gebiet.“

Seine Stimme hatte sich in ein Flüstern verwandelt und er wirkte sichtlich beunruhigt ob dieser dramatischen Schilderungen.

„Jedenfalls würden sich die Bewohner Agalams mehr als glücklich schätzen, anständiges Kampfmateriale an ihrer Seite zu wissen. In nahezu jedem Wirtshaus

verbreiten sich neue Gerüchte, aus welchem Grund die Loroks ihr natürliches Territorium neuerdings verlassen, und die allgemeine Furcht wächst in diesen Tagen beständig.“

Galdor verfiel in ein gedankenvolles Schweigen und Benalir nutzte die Gelegenheit, um sich zu erkundigen:

„Aber ist es dann nicht zu gewagt, die Schmiede zu verlassen? Ich meine, wenn die Loroks hier auftauchen...“

„Ein Risiko ist immer vorhanden, ob wir nun hier verweilen oder umherziehen. Doch spätestens, wenn uns das Geld ausginge, müssten wir sowieso fort von hier; und Lebensmittel kaufen sich auch nicht von alleine ein.“

Galdor stand auf und streckte sich.

„So, jetzt, da du hoffentlich satt und ausgeschlafen bist, wirst du mir ja sicher beim Beladen behilflich sein, nicht wahr?“

Er zwinkerte und verschwand im Innern der Schmiede.

Sowie Galdor wieder ins Freie trat, bemerkte Benalir, dass seinem Vater der Schweiß von der Stirn perlte. Er hatte zwei Kisten, allesamt gefüllt mit Schwertern und Dolchen, nach draußen geschafft. Sogleich begab Benalir sich zu ihm und packte einen der Kästen. Das Gewicht ließ ihn taumeln.

Mit Mühe schaffte er die erste Kiste auf den Karren. Galdor reichte die zweite nach und die letzte hievten sie gemeinsam hinauf.

Anschließend setzten sie sich auf die altertümliche Werkbank des Fuhrwerks und Galdor versetzte dem Gaul einen sanften Klaps auf die Flanke. Allmählich setzte das Tier sich in Bewegung und mit ihm auch das Gespann.

Eine frische Brise kam auf, als sie das Hügelland, ihre Heimat, nach und nach hinter sich ließen, und die Schmiede alsbald aus ihrem Blickfeld verschwand.

2 Reise nach Agalam

Während das Fuhrwerk vor sich hin ratterte, nahm Benalir besorgt wahr, dass sich in der Ferne dunkle Wolken anbahnten, die auf Regen oder Gewitter schließen ließen. Insgeheim hoffte er, Agalam zu erreichen, bevor der Himmel seine Schleusen öffnen würde; er konnte sich durchaus angenehmere Dinge vorstellen, als inmitten der Wildnis von einem ausgiebigen Unwetter überrascht zu werden.

Allmählich begann sich die Umgebung zu verändern. Das Land wurde nun zunehmend ebener und in der näheren Umgebung ersah Benalir die ersten Anzeichen des bevorstehenden Frühlings: Der Schnee des letzten Winters war auf winzige Überreste zusammenschmolzen; ferner machte er Knospen verschiedenster Pflanzenarten aus, die teils wie eine wunderbare Komposition der Natur selbst dünkten.

Nach geraumer Zeit, die Benalir und sein Vater stillschweigend zugebracht hatten, sah der junge Schmied, dass sie nun auf einen Wald zufuhren, dessen hoch aufragende Nadelbäume lange Schatten warfen und bedrohlich und düster wirkten. Seine Nackenhaare sträubten sich, ohne dass er etwas dagegen hätte tun können. Dieser Wald war ihm bekannt; wie allen Bewohnern der umliegenden Gegend.

Der Dunkelwald! Er dachte den Namen nur, sprach ihn aber aus Ehrfurcht nicht aus. Von Galdor hatte er bereits früh erfahren, dass man sich vor jenem Gebiet nicht zu fürchten brauchte – solange man sich auf der Waldstraße hielt, die den Hauptweg für durchreisende Händler und Wanderer darbot.

Als ihr Wagen in den Schatten der ersten Bäume eintauchte, musste Benalir gleichwohl schlucken, denn obwohl er nicht zum ersten Mal hier entlang reiste, fühlte er sich beklommen und unsicher; er empfand mehr als nur Respekt vor diesem ungeheuren Werk der Natur.

Kein Wesen in ganz Belfang war in der Lage, die Namensgebung des Waldes erklären zu können. Benalir hatte einmal von einem betagten Wanderer gehört, dass es sich bei dem Dunkelwald um den ältesten Wald Saranias handelte. Allerdings schieden sich an dieser Frage die Geister.

Er beugte sich über den Karren und besah sich die zerfurchte Waldstraße, die mit Farnen und Moosen gesprenkelt war. Scheinbar war hier seit geraumer Zeit kein Reisender mehr vorbeigekommen.

Benalir zuckte zusammen. Er glaubte, ein Rascheln im Unterholz gehört zu haben. *Werden wir beobachtet?* Ohne dass er es beabsichtigt hätte, kamen ihm all die seltsamen Geschichten, die man sich über diesen Ort erzählte, wieder in den Sinn.

Es war kein Geheimnis, dass sich wohlgenährte Trolle, Wölfe und andere finstere Geschöpfe im Dunkelwald herumtrieben, wenn auch nur selten in der Nähe der Straße. Ihre bevorzugte Beute, Rehe und ähnliche Tiere, hielt sich zumeist im tiefsten Herzen des Waldes auf, eine Tatsache, die Reisenden im Grunde nur zugute

kam.

Doch Benalir war ebenso wie seinem Vater bewusst, dass dieser Weg die einzig lohnenswerte Verbindung zur Außenwelt markierte. Schlug man einen Pfad ein, der den Wald umging, musste man erhebliche Zeitverluste in Kauf nehmen, und solche konnten sie sich in keinem Fall erlauben.

Je länger sie unterwegs waren, desto eintöniger wurde ihre Fahrt. Der mangelnde Lichteinfall wirkte ermüdend und das Stöhnen und Ächzen der knorrigen Baumriesen, die sich in einem stetigen Rhythmus im Wind wogten, drückte auf Benalirs Gemüt.

Mehr aus dem Bedürfnis heraus, sich von seiner unterschwelliger Angst abzulenken, fing er an, seinem Vater von dem Traum zu erzählen, der ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Galdor hörte mit Interesse zu, da auch ihm die Geräusche der Umgebung ein gewisses Unbehagen zu bereiten schienen.

„Eine ansprechende Geschichte, um abends schlafen zu gehen“, schmunzelte er, nachdem Benalir alle Aspekte seines Traums geschildert hatte, an die er sich noch zu erinnern imstande war.

„Mir gefallen keine Träume, in denen das Meer vorkommt“, sagte der junge Schmied herausfordernd, so als ob er seinen Vater dazu bringen wolle, laut aufzulachen; gleichzeitig war ihm aber auch klar, dass seine Aussage womöglich ein wenig naiv klang – immerhin hatte er das Meer in seinen fünfzehn Lebensjahren bisher nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Doch Galdor blickte verständnisvoll. „Deine Ansicht überrascht mich nicht. Ich für meinen Teil fürchte den Ozean sogar. Auf dem Meer ist man hilflos und den Witterungen ausgesetzt, nicht mehr als ein Spielball der Naturgewalten. Außerdem, falls man den Legenden der alten Seebären Glauben schenken darf, beherbergen die Meere Saranias mystische, grausige Seeungeheuer. Dagegen sind unsere Waldtrolle harmlose Spielgenossen.“

Benalir lachte erleichtert auf und verspürte das wunderbare Gefühl, dass Galdor ihn respektierte und ernst nahm. Was er seinem Vater auch anvertraute, dieser nahm es sich zu Herzen und verspottete ihn nicht. Nahezu immer war er für ihn da gewesen und Galdor war darüber hinaus derjenige, der Benalir die moralischen Werte vermittelt hatte, auf die es seiner Meinung nach im Leben ankam: Ehrlichkeit, Barmherzigkeit und Gläubigkeit.

Jene drei Tugenden stellten laut ihm die bedeutsamsten dar und das hatte er seinem Sohn wieder und wieder eingeschärft.

Bei genauerem Überlegen kam der Junge zu dem Schluss, dass er sie im Großen und Ganzen beherzigt hatte. Er log nicht, wenn es sich vermeiden ließ und brachte allen Geschöpfen, denen er begegnete, die Achtung entgegen, die sie verdienten. In diesem Punkt ähnelte er seinem Vater, von dem er auch den Glauben an *Haka*, den allmächtigen Gott der Krieger und Handwerker, übernommen hatte.

Es gab eine Vielzahl Götter im Glauben der Saran'schen Bevölkerung, denen man an vielerlei Orten – beispielsweise Tempeln oder Schreinen – huldigte. Benalir hatte

es sich im Laufe der Zeit angewöhnt, einmal täglich zu seinem Schutzgott zu beten. In diesem Moment musste sein Geist frei sein, damit er sich in vollen Zügen auf seine Dankesworte konzentrieren konnte. Für ihn verkörperte ein Leben ohne Glauben etwas Armseliges, ja, geradezu etwas Verwirktes. Er hingegen fürchtete die Wirrungen des menschlichen Daseins nicht, weil er stets davon überzeugt war, eine schützende Hand über sich zu haben. Für ihn bedeutete das Leben Arbeit, um irgendwann nach seinem Tod in die Hallen der Götter aufgenommen zu werden.

Nach gut einer Stunde konnten Galdor und Benalir erkennen, dass die Bäume vor ihnen sich nach und nach lichteten. Der Geruch von Harz drang Benalir in die Nase. Er ließ seinen Blick umherschweifen und bemerkte eine kleine, aus morschem Holz bestehende Hütte am Rand des Weges. Ein ehemaliger Sicherheitsposten, wie er einst von seinem Vater erfahren hatte.

Vor Jahren hatten sich noch mehrere jener Hütten am Rand der Straße befunden, die mit ausgebildeten Soldaten der größeren Städte besetzt worden waren. Allerdings hatten derartige Einrichtungen auch ihren Unterhalt gefordert, sodass man irgendwann beschlossen hatte, ihren Betrieb einzustellen und somit Kosten wie auch Männer einzusparen. Dies war nach allgemeiner Auffassung nicht zuletzt einer der Gründe, warum sich im Verlauf der Jahre immer mehr geheimnisvolle Geschöpfe im Wald eingekistet hatten.

„Wir werden bald da sein“, sagte Galdor und riss Benalir damit aus dessen dösigem Halbschlaf.

Nun verschwanden die Bäume um sie herum nach und nach und wichen einer samtgrünen Ebene, die durch das Zusammenspiel von Schneeresten und vereinzelt Gräsern einen bleibenden Eindruck hinterließ; ein Zeichen unberührter Natur. Unsagbare Erleichterung machte sich in Benalir breit. Sie befanden sich wieder auf offenen Pfaden.

Während Galdor den Pferdekarren die Straße entlang lenkte, die nun einen leichten Hang hinabführte, erfasste Benalir in einiger Entfernung die ersten Silhouetten eines Dorfes: Agalam.

„Scheint, als träfen wir genau zur richtigen Zeit ein.“ Er warf einen vielsagenden Blick in Richtung Himmel, wo sich düstere Gewitterwolken immer mehr zusammenzogen.

„Bei Regen auf einem Fuhrwerk sitzen, ich denke, da ziehe ich einen Krug Bier im Dorf vor. Was meinst du, Vater?“

Galdor brummte und strich sich gedankenverloren über das stopplige Kinn. „Ich stimme dir voll und ganz zu.“

Sie näherten sich Agalam mit langsamer, aber stetiger Geschwindigkeit. Je näher sie kamen, desto mehr Einzelheiten des Dorfes ließen sich ausmachen: Im Gegensatz zu den meisten Siedlungen in der Umgebung waren in Agalam keine kompliziert strukturierten Wachtürme errichtet worden; nur ein dürftiger, hölzerner Palisadenzaun bot einen gewissen Schutz vor etwaigen Angriffen.

Ein zweiflügeliges, aus massivem Eichenholz gefertigtes Tor, komplettierte den Ring.

Als sie schon fast zum Tor vorgedrungen waren, nahm Benalir besorgt zur Kenntnis, dass oberhalb des Palisadenzauns ein halbes Dutzend Wachen patrouillierten, allesamt mit strammen Langbögen ausgerüstet. Ihre Blicke ruhten auf den beiden Schmieden und zeugten von Misstrauen, aber auch von einem verhaltenen Interesse.

Selbst vor dem geschlossenen Tor stand ein Wachposten; offensichtlich hatten sich die Zeiten tatsächlich gewandelt.

Bei dem Wächter handelte es sich um ein kleinwüchsiges, bärtiges Geschöpf, das ausgesprochen grimmig dreinblickte. Galdor brachte den Karren zum Stehen und forderte Benalir auf, abzustiegen.

Der Zwerg – denn augenscheinlich war es ein solcher - hob eine grob gearbeitete Axt, zum Zeichen der Warnung. „Wer seid ihr und was wollt ihr? Fremden wird ausschließlich in Ausnahmefällen Zutritt gewährt.“

„Ich bin Galdor, das ist mein Sohn Benalir. Wir sind Schmiede und kommen aus dem Hügelland jenseits des Dunkelwaldes. Gestern kam ein Bote eures Dorfes an unserer Schmiede vorbei. Er fragte, ob ich in der Lage sei, Waffen nach Agalam zu liefern und hier bin ich nun!“

Der Zwerg betrachtete sie forschend, wobei sein Blick insbesondere auf Benalir ruhte, ehe er entgegnete: „Ach ja, da war wirklich etwas. Du bist also derjenige, der uns mit Klingen versorgen sollte?“

„Der und kein Anderer.“

„Nun denn, ich denke, ihr seid vertrauenswürdig. Mein Name ist Gundamôk.“

„Wie kommt es, dass ein Zwerg hier Wache steht“, platzte es aus Benalir heraus.

„Das Volk der Zwerge bleibt doch üblicherweise unter sich. Du bist jedenfalls der Erste, den ich persönlich zu Gesicht bekomme.“

„Dann präg dir meine Miene sehr genau ein, denn viele Zwerge wirst du vermutlich nicht mehr erblicken“, grummelte Gundamôk. „Ich arbeite hier nur, um mir irgendwie ´n paar Dularen zu verdienen, verstehste?“

Benalir blickte interessiert. Er hatte nie Vertreter einer anderen Rasse als der der Menschen kennengelernt und nun stand ein leibhafter Zwerg vor ihm.

Gundamôk betastete die lederne Schlaufe, welche sein Wams zusammenhielt und befestigte anschließend seine Axt daran. Benalir wollte gerade eine weitere Frage stellen, doch der Zwerg schnitt ihm das Wort ab. „Jetzt ist nicht der Zeitpunkt für einen Plausch!“

Er schaute hinauf zu den Wachen. „Los, öffnet das Tor, hier sind Schmiede, die uns mit Waffen ausrüsten.“

Zwei Männer entfernten sich, um dem Gesuch nachzukommen, und Gundamôk wandte sich nun wieder an Benalir und Galdor.

„Da zieht ein gewaltiges Unwetter auf und ich sollte Torfuf schleunigst eure Ankunft melden. Also, folgt mir!“

3 Dunkle Vorzeichen

Heulender Wind peitschte die unruhige See auf, schwere Regentropfen prasselten hernieder auf die beiden Gestalten, die sich auf einem Felsen, der ins schäumende Meer hineinragte, gegenüberstanden, und musterten wie zwei Raubtiere.

Der größere der beiden Männer hatte langes, weißes Haar und war durch zahlreiche Narben und Furchen in seinem eingefallenen Gesicht gezeichnet. Seine Erscheinung wirkte beeindruckend. Der vom Regen durchnässte Reiseumhang wehte hinter ihm. Obschon sein Antlitz eindeutig vom Kampf und Alter geprägt war, lag ein gütiger Ausdruck darin.

Eben jene Güte fehlte dem Gesicht des anderen Mannes gänzlich. Er war nur geringfügig kleiner; sein schulterlanges, schwarzes Haar kräuselte sich im pfeifenden Wind. Er trug ebenfalls einen Reiseumhang und hatte glatte, makellose und doch eiskalte Züge, die ihm ein fast beängstigendes Aussehen verliehen. Er war es auch, der zuerst das Wort ergriff, wobei er seine Stimme heben musste, um das Tosen des Ozeans zu übertönen.

„Ich glaubte Euch endgültig los zu sein, aber allem Anschein nach stehen Euch immer noch bestimmte Mittel und Wege zur Verfügung, um jemanden wie mich aufzuspüren. Ich komme nicht umhin zu sagen, dass Ihr mich immer wieder aufs Neue überrascht, Grisard.“

Grisard setzte ein Lächeln auf. „Du vergisst, Sacerak, dass ich drei Jahre lang dein Lehrer und Mentor gewesen bin. Meiner Meinung nach warst du einer der talentiertesten, wenn nicht gar der talentierteste meiner Schüler. Ich muss daher nicht hervorheben, dass unsere Verbindung enger ist als die anderer Personen.“

Saceraks Augen blitzten gefährlich und ein Hauch von Unmut spiegelte sich in seiner Miene wider.

„Ihr wisst also jederzeit, wo ich mich aufhalte und seid in der Lage, mir zu folgen?“

„Oh nein, keineswegs“, entgegnete der alte Mann eilig. „Selbstverständlich kann ich mich an deine Fersen heften, aber nur, sofern ich deinen Aufenthaltsort kenne. Ansonsten habe ich keinen blassen Schimmer, wo du dich herumtreibst. Ich glaube, das würde den Schutz des Persönlichen doch gehörig in Mitleidenschaft ziehen.“

„In der Tat, ja“, erwiderte Sacerak mit einem bissigen Unterton und sein Blick verweilte auf den Wogen des Ozeans. Der Regen ließ nach und auch der Wind klang mehr und mehr ab, sodass eine Unterredung nun leichter fiel. Sacerak blickte sein Gegenüber durchdringend an.

„Und wie komme ich zu dem Vergnügen, Euch trotz allem hier vorzufinden? Ich war der Ansicht, dass dies ein Küstenstreifen ist, der sich nicht allzu großer Bekanntheit erfreut.“

Grisard runzelte die Stirn und fuhr sich mit der Hand durch das strähnige Haar.

„Da stimme ich dir zu. Soweit ich weiß, sind wir beide bis zum heutigen Tage zwei von wenigen menschlichen Personen, die diesen Ort je gesehen und auch betreten

haben. Das sind selbstverständlich alles nur Vermutungen meinerseits, ich bin mir jedoch sicher, dass du einen vom Namen her kennen solltest. Der Magier Riduhel müsste dir etwas sagen.“

Ein kaum zu übersehendes Funkeln trat blitzartig in Saceraks grüne Augen. Seine Stimme verwandelte sich in ein Flüstern. „Riduhel, einer der drei legendären Magier des alten Zeitalters. Der größte Hexenmeister aller Zeiten! Natürlich sagt mir dieser glorreiche Name etwas!“

Grisard nickte. „Das dachte ich mir. Stellte er nicht das Thema deiner Abschlussprüfung in magischer Geschichte dar? Jedenfalls, namhafte Historiker gehen davon aus, dass sowohl Riduhel als auch seine damaligen Mitstreiter, Noduhel und Mirgrimm, einen bestimmten Ort ausgewählt haben, wenn es darum ging, neue Grenzen der Zauberei durch diese und jene Experimente festzulegen. Nicht wenige sind der Auffassung, dass es sich bei der mysteriösen Lokalität um die Küste handelt, wo wir uns in diesem Moment aufhalten. Allerdings ist ihre Lage im Laufe der Jahre immer mehr in Vergessenheit geraten, und mittlerweile schert sich niemand mehr darum.“

Sacerak machte einen interessierten und zugleich ärgerlichen Eindruck:

„Eure Geschichten sind wieder einmal in höchstem Maße belehrend, Grisard, doch Ihr kommt nicht zum Punkt! Ich warte immer noch auf eine Erklärung, weshalb Ihr überhaupt hier seid, und wie um alles in der Welt Ihr es fertig gebracht habt, mich aufzuspüren!“

Seine Worte ließen Grisard wachsam blicken; er geriet jedoch nicht aus der Fassung. „Was deinen Aufenthaltsort betraf, so war mir das Glück zweifellos hold. Ich bin ein wenig durch die Lande gezogen.“

Sacerak schaute skeptisch drein. Die Erklärung seines alten Lehrers kam nicht wirklich überzeugend herüber, er behielt es sich aber vor zu schweigen, und bedeutete Grisard mit einer ausladenden Geste, dass er fortfahren solle.

„Nun, Sacerak, mir ist bewusst, dass du überaus interessiert daran bist, zu erfahren, warum ich dich bei solch einem grässlichen Wetter an einer Küste aufsuche, von der du bis vor kurzem noch geglaubt hast, sie wäre im Grunde kaum einem Menschen bekannt.“

„Allerdings, das interessiert mich wirklich sehr, und ich hoffe für Euch, dass Ihr eine schlüssige Begründung vorzuweisen habt“, zischte Sacerak und seine linke Hand machte eine langsame Bewegung zu seiner Manteltasche hin.

Grisard hatte dies gar nicht wahrgenommen. „Ich mache es kurz“, fuhr er ungerührt fort. „Eigentlich möchte ich nichts, als dich von deinem Vorhaben abbringen, das dich seit so langer Zeit in seinen Bann gezogen hat.“

Saceraks Hand erstarrte augenblicklich; seine Miene hatte sich in eine Maske aus Entsetzen und Fassungslosigkeit verwandelt und seine ohnehin schon harten Gesichtszüge wirkten wie versteinert. Auf einmal blickte er überwältigt drein.

„Mein Vorhaben? Ich verstehe nicht ganz.“

Die Stimme des Anderen triff vor Spott. „Du verstehst nicht? Willst du mir wahrhaftig

weismachen, dass du zum Vergnügen oder gar zur Erholung hierhin aufgebrochen bist, noch dazu bei so gearteter Wetterlage? Nein, es ist ersichtlich, dass du auf der Suche nach etwas Bestimmtem bist, und da ich dich und deine Bedeutung im Rat der Magier sehr genau kenne, habe ich auch eine vage Ahnung, was das sein könnte...“

„Nun, das ist bedauerlich.“

Saceraks Tonfall war ruhig und dennoch gefährlicher anzuhören, als wenn er geschrien hätte.

Im Bruchteil einer Sekunde, bevor Grisard nur den Hauch einer Bewegung vollführen konnte, hatte dessen Gegenüber einen hölzernen, elegant gewundenen Stab gezückt, in den kunstvolle Schnitzereien eingearbeitet waren.

„Stránas glíndas!“

Aus dem Stab schossen rot glühende Seile und schlangen sich um den alten Mann, der zu Boden fiel und unter Schmerzen auf den Stein unter ihm prallte.

„So, du bist mir also auf die Schliche gekommen. Hör zu, ich werde es dir einfach machen: Sag mir, wer sonst noch davon weiß, und wenn ich es als angemessen erachte, schone ich unter Umständen dein Leben.“

Die glühenden Fesseln brannten sich tiefer in Grisards Haut. Mit einem Kraftakt gelang es ihm, sich herumzudrehen, und in die eisigen Augen Saceraks zu schauen. Er litt unverkennbar Schmerzen, doch unter großer Anstrengung presste er Worte aus seinem erschlaffenden Mund heraus:

„Wieder einmal dein geliebter Stab? Ohne ihn hättest du es niemals gewagt, mich anzugreifen! Nur er ermöglicht dir deine Überlegenheit anderen Magiern gegenüber. Ich werde dir gar nichts sagen! Dein Versuch wird scheitern, also lass besser gleich davon ab. Nur der Auserwählte ist dazu imstande.“

Sag mir, wer davon weiß!“, schrie Sacerak und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht.

Grisard lächelte gequält; Blut rann aus seiner Nase.

„Du willst Auskünfte haben? Dann sage ich: Nur über meine Leiche!“

Saceraks Gesichtsausdruck war von Zorn und Hass erfüllt. „Mánkalum ín lu prûfa!“ Er vollführte eine gekonnte Bewegung mit dem Stab, die zur Folge hatte, dass Grisard einige Sekunden lang durch die pfeifende Luft gewirbelt wurde, bevor Sacerak ihn in die rauschende See stürzen ließ, die den Gepeinigten sogleich verschlang.

Der Tonfall des jungen Mannes wirkte unergründlich: „Ich bedaure es zutiefst, alter Freund.“

Sacerak versuchte, seine aufkeimenden Gewissensbisse zu unterdrücken. *Er hat von meinem Auftrag gewusst, doch er gehörte nicht unserer Bruderschaft an. Er musste sterben!*

Schließlich watete er durch sich auftürmenden Wellen zum Küstenrand, von einer tiefen Nachdenklichkeit ergriffen.